

Zitate sind aus der Mode

Autor(en): **Scarpi, N.O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **102 (1976)**

Heft 43

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-620689>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zitate sind aus der Mode

Ist es eine Alterserscheinung? Ein Ueberbleibsel aus uralten Zeiten, da die allgemeine Bildung zum Teil daraus bestand, dass einem im rechten Augenblick das rechte Wort aus dem «Wallenstein» einfiel? In jedem Fall ist es eine Schwäche, derer ich mich schuldig bekenne. Wenn die Stricke reissen, hilft einem ein Zitat aus der Not oder – da es ohne Zitat nicht geht – denn eben, wo Begriffe fehlen, stellt ein Zitat zur rechten Zeit sich ein.

Doch meine Kunden, die ja leider zumeist jüngeren Generationen angehören, denken anders. Sie kennen die Zitate nicht, auf die man sich so sicher zu stützen glaubt, und meinen, solche Verstiegenheiten seien heute doch schon überlebt.

Einmal war es Schiller, der sich vermeintlich zur rechten Zeit einstellte, und ich schrieb bescheiden: «In meines Nichts durchbohrendem Gefühl.» Der Redaktor, in diesem Fall eine Redaktrice, hatte Wichtigeres im Kopf als den «Don Carlos», fand die Wendung geschraubt und machte mit sicherer Hand daraus: «In dem Nichts meines durchbohrenden Gefühls.» Noch immer – und das ist Jahre her – sinne ich darüber nach, was das Wort in dieser Form bedeutet. Da ich sehr redaktorgläubig bin, kann ich nicht annehmen, dass es zu einem Unsinn geworden ist; und so dürfte Schiller sich eben geirrt oder verschrieben haben.

Abermals musste Schiller herhalten, als ein Reklametext zu schreiben war. Es galt, gewissermassen eine Skala dessen aufzustellen, was man der Angebeteten, der Gattin, der Freundin schenkt. Und da war es das «Lied von der Glocke», nicht

also etwas allzu Ausgefallenes, das ich zitierte: «Das Schönste sucht er auf den Fluren», schrieb ich entzückt, um dann auf handfestere Geschenkartikel übergehen zu können.

Doch der Chef des Hauses fand wohl, Fluren sei zu unbestimmt, zu vage, und – Schiller hin oder her – so schrieb er statt dessen: «Das Schönste sucht er unter Blumen...» Wer unter den Lesern des Inserats weiss schon, dass sich die gestrichenen Fluren auf «Errötend folgt er ihren Spuren» reimen sollen, während sich auf «Blumen» höchstens die posthumen Muhmen reimen, die ich keinesfalls verwenden würde, seit der Duden dem Wort «posthum» mit frevler Hand das «h» entrissen hat, und da die Orthographiereform eines Tages mit den Muhmen dasselbe tun will.

Das nächste Mal war es der Setzer einer ganz grossen Zeitung, dem mein Zitieren wider den Strich ging, und der Zitierte war diesmal Goethe. Zugute halten muss ich dem Setzer, dass das Zitat kompliziert war, und dass ich es für meine Bedürfnisse ein wenig umgeformt hatte. Auch ging es diesmal nicht um den «Don Carlos» und um das «Lied von der Glocke», sondern um den erheblich ferner liegenden «Schwager Kronos», darin eine schöne Stelle lautet:

*«Töne, Schwager, ins Horn,
Rassle den schallenden Trab!»*

Die zweite Zeile war es, die mir in den Kram passte, als ich die Zeit «rasselnd den schallenden Trab» vorüberjagen sah, hörte, spürte. Dem Setzer war das Wort «rasseln» in transitiver Benützung offenbar noch nicht vor die Augen gekommen, und

so machte er aus «rasselnd den» kurz entschlossen «rasselnden», dahinter er ein Komma setzte, um es mit dem «schallenden» zu koordinieren. Und dann brauchte er nur noch aus «Trab» den Genitiv «Trabs» zu machen, um in mühsamer Arbeit zu «rasselnden, schallenden Trabs» zu gelangen, was immerhin einen Sinn ergab, wengleich nicht jenen, den Goethe – und in weiter Entfernung auch ich – den Worten zugedacht hatten.

Der Lektor eines grossen literarischen Verlags sollte eigentlich den berühmtesten Monolog der Weltliteratur kennen, der da mit den Worten beginnt: «Sein oder Nichtsein...» Dennoch sei ihm vergeben, dass er ihn nicht kannte. Bildung ist für den Lektorenberuf ganz gewiss erwünscht, aber Sprachgefühl ist noch wichtiger.

Der Schauplatz ist ein reizendes Skizzenbuch einer Amerikanerin. Sie erzählt, wie sie immer wieder vor ihren Kindern die Waffen streckt, und illustriert das in einer Parenthese: «So macht Mutterschaft Feige aus uns allen!» Der Lektor, nicht eben von Bildung beschwert, erkannte nicht, dass «Mutterschaft» an Stelle von «Gewissen» gesetzt worden war, und dass die ganze Zeile dem Hamlet entnommen ist. Er hat aber nicht einmal gemerkt, dass er es mit einem Zitat zu tun hatte, obgleich das kaum zu verkennen ist; ferner hat er nicht gemerkt, dass «Feige aus uns allen» das Ende eines Blankverses ist und ein grossartiges Ende dazu. Und darum korrigierte er nicht mich, sondern Schlegel, und schrieb:

«So macht Mutterschaft uns zu Feiglingen!»

Vielleicht hat der Lektor die Lücken in seiner Bildung unterdessen gestopft und bei dieser Gelegenheit auch etwas vom «Uebermut der Aemter» entdeckt.

Schliesslich wäre noch ein Zusammenstoss zwischen Goethe und einem Verbesserer zu melden, der diesmal ein Verleger war. In dem Klappentext zu dem Buch über ein sehr weit von uns hausendes Volk schrieb ich, es handle sich bei diesem Volk um Menschen, wie wir es sind, zu leiden, zu weinen, zu geniessen und zu freuen sich. Wie stolz war ich darauf, dass mir das passende Zitat aus dem «Prometheus» eingefallen war! Und wie verzweifelt lief ich die senkrechte Wand meines Zimmers hinauf, als ich lesen musste: «Zu leiden, zu weinen, zu geniessen und sich zu freuen!» Dem Verleger war Prometheus Hekuba, und «zu freuen sich» klang ihm falsch in den Ohren. Das will ein Uebersetzer sein und weiss nicht, wie die Worte zu stehn haben, dachte er und vergriff sich nicht an mir, sondern, wie einst der Geier, an dem armen Prometheus.

Doch das war mir eine Lehre: Zitate sind eben aus der Mode. Wer kennt noch das «Lied von der Glocke», wer den «Don Carlos», wer den «Prometheus»? Vom «Schwager Kronos» gar nicht zu sprechen, der seine eigenen Kinder frass und uns unversehens in den Orkus kutschiert. Nein, kein Zitat mehr, so lokkend die «Braut von Messina» oder der «Wilhelm Tell» auch winken mögen!

Aber ich bekenne, dass es mir nicht leichtfallen wird, auf das Zitieren zu verzichten – beinahe hätte ich hinzugefügt: «Hab ich doch meine Freude dran!»



«O Clark, the Swiss eat the bread with Gables.»

«Sälbermache macht schöön!»

So wie Onkel Bill hat das Rechaud noch niemand nachgefüllt!

«I tue äbe ou mit dr Gable gärn wädle!»